

Die Bedeutungsgeschichte des Wortes „Heimat“ zeigt, dass es zutiefst in den geistes- und kulturgeschichtlichen Horizont der jeweiligen Zeit eingebunden ist. So ist eine Vielfalt unterschiedlicher Deutungsangebote im Laufe dieser Geschichte entfaltet worden, die immer wieder einen Wandel des Verständnisses von „Heimat“ zum Ausdruck bringen. Die Deutungsgeschichte lässt sich von daher als eine Deutungsgeschichte von Heimaten lesen, die miteinander konkurrieren, einander ausschließen, bekämpfen, sich bestätigen oder ergänzen. Will man vor diesem Hintergrund die Frage beantworten, was Heimat heute ist, verheddert man sich in einer rein historischen Perspektive rasch in diesem Deutungsnetz. Es ist daher ratsam, die historischen Entwicklungen zu rekonstruieren, sie im Kopf zu behalten und dann im nächsten Schritt denkerisch eine Umkehrung der Blickrichtung vorzunehmen.

Auch wenn es uns im Rahmen dieser Ausführungen nicht möglich ist, eine umfassende Rekonstruktion des Bedeutungswandels von „Heimat“ vorzunehmen, können wir doch im Blick auf zwei markante Etappen die angeführte These „Das Verständnis von Heimat ist zutiefst geschichtlich“ plausibilisieren.

Geht man hin zu den Ursprüngen des Wortes, zeigt sich, dass das nur im deutschen Sprachraum auffindbare Wort „Heimat“ von dem Substantiv „Heim“ abgeleitet ist, welches wiederum eine Substantivbildung zu der indogermanischen Wurzel *kei* „liegen“ darstellt. In einem ur-

sprünglichen Sinne bedeutet „Heimat“ daher entsprechend der etymologischen Perspektive, die sich nicht zuletzt im Duden nachschlagen lässt, „der Ort, wo man sich niederlässt“, „das Lager“ und – was heutzutage vielleicht weniger Beachtung findet und mitgedacht wird – damit verbunden auch „das Besitztum“. Denn der Ort, wo man Ruhe, Geborgenheit, Frieden und Sicherheit findet, ist zugleich der Ort, der einem in materieller Hinsicht „gehört“. (Dies kommt noch heute sprechend in einigen Dialekten zum Vorschein, etwa im Schwäbischen, wo man sagt: „Der Älteste kriegt die Heimat“, und das meint, er erbt das „Haus und den Hof“.) Ursprünglich betrachtet, tritt daher in dem Wort „Heimat“ im deutschen Sprachraum vor allem die räumliche Dimension zum Vorschein, die einen nicht genauer objektiv messbaren und abgrenzbaren Bereich meint. „Heimat“ benennt so gesehen zunächst ohne jede emotionale Aufladung nüchtern und sachlich einen räumlichen Bereich, an dem man sich aufhält; und „Heimat“ benennt stets zugleich einen rechtlichen Zuständigkeitsbereich, da sie der räumliche Bereich ist, den man besitzt.

Hatte sich die Bedeutung von „Heimat“ und „Heim“ anfänglich überschritten und gehörte „Heimat“ als der Ort und der Besitz insbesondere der räumlichen und rechtlichen Dimension an, bildete sich im Laufe der Zeit ein verändertes Verständnis von „Heim“ heraus. Es wurde jetzt eher im Sinne des Hauses gefasst, das den erlebten und gelebten Mittelpunkt des Menschen

zum Ausdruck bringt. Auf diese Weise bildete das Heim die integrale Mitte von Heimat, wodurch, umgekehrt betrachtet, Heimat als der um diese Mitte herumliegende Bereich gefasst werden kann. Verkürzt gesagt, nahm das Wort „Heimat“ das emotional positiv gestimmte Wort „Heim“ (Haus) in sich auf und erweiterte es zugleich in räumlicher Hinsicht. Auf diese Weise laufen im deutschen Sprachraum in dem Wort „Heimat“ zunächst die konkret-räumliche, die rechtlich-politische und schließlich auch die emotionale Dimension zusammen, die im Laufe der Jahrhunderte unterschiedlich gewichtet wurden und bis heute noch werden.

### Eine Heimat haben und ihr gehorchen

Versucht man vor diesem Hintergrund weiterhin die These „Das Verständnis von Heimat ist zutiefst geschichtlich“ zu plausibilisieren, kann man dazu auch noch einen kurzen Blick in den Zeitraum vom sechzehnten bis etwa zum späten achtzehnten Jahrhundert werfen. Denn gerade in diesem Zeitraum lässt sich besonders gut die rechtliche Dimension aufweisen. Hatte nämlich jemand in dieser Zeit eine „Heimat“, gehörte er an und zu einem konkreten Ort: Es bot sich ihm dadurch die Möglichkeit, sich dort aufhalten zu können und ein Minimum an materieller Versorgung zu erhalten. Er hatte nämlich in Notzeiten den Anspruch auf eine Armenpflege und konnte an diesem Ort sogar begraben werden. Das meint, dass derjenige, der ein sogenanntes Heimatrecht hatte, bei Krankheit, Alter oder Mittellosigkeit durch die „Heimat“ versorgt werden musste und sie ihn auch bei seinem Tod gewissermaßen „ewig“ bei sich aufnehmen musste. Heimatrecht zu haben oder es durch Geburt, Heirat oder Ein-kauf zu erhalten war daher juristisch-ökonomisch von zentraler Relevanz, sicherte es doch die Rechte rund um diesen Ort „Heimat“. Andererseits sollte man

nicht übersehen, dass derjenige, der ein Heimatrecht hatte, stets auch eine Heimatpflicht hatte, die von ihm forderte, den Gesetzen seiner Heimat zu gehorchen und seinen Pflichten gegenüber der Heimat nachzukommen.

Konkret betrachtet, heißt dies, dass Tagelöhner, Dienstboten, Gelegenheitsarbeiter, Bettler, Landstreicher und Vagabunden etwa bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein kein Heimatrecht hatten. Als Heim- und Besitzlose gehörten sie an keinen Ort und konnten daher rechtlich zulässig auch wieder verstoßen, weggeschickt und vertrieben werden. Erst mit der Reformation trat man verstärkt für die Armen und Besitzlosen ein und versuchte ihnen im Sinne einer Armenpflege auch Heimatrecht zu gewähren. Dies geschah, indem man sie bestimmten Gemeinden zuteilte, die von nun an die Aufgabe hatten für sie als Heimat zu gelten.

### Ländliche Idylle

Macht man nun einen Schritt hin zum Beginn der Industrialisierung Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, verändert sich das Verständnis von „Heimat“. Dies wird einsichtig, wenn man sich vor Augen führt, dass die Menschen in dieser Zeit (wie in der unsrigen) ihrer Arbeit hinterherziehen mussten. Viele verließen unter dem Druck der Existenzsicherung und der Hoffnung auf ein besseres Leben das Land und gingen in die Stadt, um dort in Fabriken einen Arbeitsplatz zu finden. Die Hoffnung erwies sich allerdings als trügerisch. Denn in den Städten bildete sich das Proletariat der Arbeiter heraus, das kaum genug zum Leben hatte. So wurden das Elend und die bittere Armut auf dem Land gegen das Elend und die Armut in der Stadt eingetauscht.

„Heimat“ wurde nun im Kontrast und in der Entgegensetzung zur Stadt gesehen. Sie wurde Ausdruck und Inbegriff der unter dem Druck der Verhältnisse hinter sich gelassenen ländlichen Gegend,

die man „emotional positiv besetzte“ und mit gehobenen Stimmungen und Gefühlen belegte. Heimat wurde die Idylle, der ideale Ort und die ideale Natur, wo man ganz bei sich, befreit und frei sein konnte. Sie repräsentierte in erhöhter und stilisierter Weise Frieden, Reinheit, Schönheit, Geborgenheit und Harmonie, die man in der Stadt so schmerzlich vermisste. Übersehen werden dabei natürlich die realen Gegebenheiten des Landlebens, die in diesem Gegenentwurf der Stadt keine Berücksichtigung finden. Vielleicht kann eine Textstelle von Salomon Gessner im Vorwort zu seinen *Idyllen* (1756) das Gesagte veranschaulichen: „Oft rei ich mich aus der Stadt los und fliehe in einsame Gegenden, dann entreißt die Schönheit der Natur mein Gemüt allen dem Ekel und allen den widrigen Eindrücken, die mich aus der Stadt verfolgt haben.“

Wir könnten weitere markante Etappen der Bedeutungsgeschichte des Wortes „Heimat“ anführen, die im Zusammenspiel und in der Zusammenschau kenntlich machen, dass man, wie oben gesagt, letztlich von einer Deutungsgeschichte von „Heimaten“ sprechen müsste. Denn „Heimat“ ist kein feststehender Begriff, der sich eindeutig bestimmen ließe, sondern vielmehr ein schillerndes Phänomen, das im Laufe der Zeit immer wieder neue Seiten seiner selbst zum Vorschein treten lässt. Die heutige Suche nach Heimat könnte vin daher auch als eine denkerische Suchbewegung angesehen werden, bei der man dafür einzustehen hat, wie Heimat gedeutet und erfasst werden soll.

### Heimat ist, wo ich geboren bin

In einer historischen Perspektive zeigt sich, dass es kein für alle Zeiten gültiges Heimatverständnis gibt, da es stets in den jeweiligen geschichtlichen Kontext eingebunden ist, in dem es Verwendung findet. Aber auch in einer synchronen Perspektive wird man auf einen Reichtum

an Antworten stoßen, die kenntlich machen, dass Heimat kein allgemeingültiger Ort mit einem bestimmten Namen ist, der für alle Menschen als diese eine Heimat gilt. Stattdessen hat jeder einzelne Mensch „seine Heimat“, die für ihn unverwechselbar, nicht austauschbar und einzigartig ist. Aber dennoch trifft man auf gängige Antworten, die zum Vorschein treten lassen, was man am ehesten mit dem Wort „Heimat“ verbindet.

Versucht man in unserer Zeit diese Antworten zu bündeln, gewinnt man den Eindruck, dass die gängigen folgendermaßen lauten: wo ich geboren bin; wo ich wohne und mich wohlfühle; wo ich Familie und Freunde habe.

Im traditionellen Verständnis ist Heimat vor allem der Ort, an dem man geboren wurde und seine Kindheit verbracht hat. Ja es ist der Ort, in den man mit seiner Geburt ohne eigenes Zutun und ohne eigene freie Entscheidung buchstäblich „hineinversetzt“ wurde. An diesem Ort wuchs man auf, hier erfährt und erlebt man all das, was man im Leben benötigt, um in der „Welt“ bestehen zu können. Hier erlebt man Geborgenheit und Sicherheit, wächst im Vertrauen zu den Eltern auf und bewegt sich von diesem beschützten und geschützten „Nest“ aus allmählich in die Welt hinaus. So gelingt in der schrittweisen und sukzessiven Erweiterung der Bindung an die Nahsphäre ein schrittweises Freiwerden des Menschen, das ihn dazu befähigt, in der Welt zu bestehen. Ein Mensch, der in dieser behüteten Weise in einem Heim und Zuhause aufwachsen konnte, wird seine Heimat als unverwechselbar und einzigartig darstellen und sie mit gehobenen Stimmungen, mit positiven Gefühlen, Konnotationen und Einstellungen verbinden. Heimat bezeichnet dann die tiefe Bindung und das tiefe Gebundensein eines Menschen an den Ort seiner Kindheit, zu dem all die Erinnerungen an diese Kindheit gehören.

Dieses Verständnis von Heimat schwingt beispielsweise in dem Gedicht „Jugendland“ (1928) von Erwin Guido Kolbenheyer mit. Die erste Strophe lautet: *Es kommt die Zeit, sei deiner Schwingen Raum So kühn gespannt durch alle ferne Welt, Die Stunde kommt: sternhell am Himmelssaum Erblüht dein Jugendland, ein Friedenstraum, Und zwischen dir und ihm das brache Feld.*

Die Intensität und Tiefe des Gebundenseins und der Bindung an Heimat wird auch in dem bekannten Gleichnis vom verlorenen Sohn in Lukas 15, 11–32 geschildert: Einer von zwei Söhnen, der sich sein Erbteil auszahlen ließ, ging in ein fernes Land und verschleuderte dort sein gesamtes Vermögen. Schließlich brach eine Hungersnot im Land aus, von der auch er nicht verschont wurde. Er musste den größten Hunger ertragen und machte dabei die Erfahrung, dass ihm niemand helfen wollte. Dieses Erlebnis war für ihn einschneidend. Er erkannte, dass er sich gegen seinen Vater versündigt hatte, und kehrte wieder nach Hause zurück. Der Vater nahm ihn buchstäblich mit offenen Armen wieder bei sich auf. Ja er wird sogar als derjenige geschildert, der seinem Sohn voller Mitleid entgegenläuft, ihn umarmt, küsst und ohne jeglichen Groll seine Rückkehr wie das Lebendiggewordensein eines bereits Verstorbenen mit einem großen Fest feiert.

In diesem Gleichnis tritt ein weiterer Aspekt von Heimat zutage. Denn Heimat birgt in sich eine Bedingungslosigkeit, Intensität und Unwiderrufbarkeit, die das Kind primär in seiner Beziehung zu den Eltern erleben kann. Während die alltäglichen Beziehungen zwischen den Menschen „kündbar“ sind und für eine beendete Beziehung eine neue eingegangen werden kann, ist das Fürsorgeverhältnis, das Eltern zu ihren Kindern haben, vom Anspruch her unkündbar

und unlösbar. Daher kann ein Kind immer wieder zurückkehren – und zwar unabhängig von den Leistungen und Erfolgen, die es zu bieten hat und nach denen man üblicherweise gern einen Menschen „bewertet“.

Würde man allerdings Heimat ausschließlich auf den Geburtsort und die Kindheit festlegen wollen, gerät man in Gefahr, Heimat auf das „kleine Glück“ zu reduzieren. Heimat wird dann der ach so schöne, beschaulich-überschaubare Ort, den man bewahren will – trotz der Wirklichkeit, die an ihm zerrt und zieht. So gerät man in Gefahr, Heimat in diesem rückwärtsgewandten Blick erstarren zu lassen. Sie wird so zum vergangenen heilen Kinderland, das mit einem bestimmten Ort identifiziert wird. Die Heimat eines Menschen ist dann eben der Ort, dessen Name auf einem Ortsschild steht – oder die nähere Umgebung, die Landschaft, das Umfeld, die zu diesem gehören.

Spricht man von Heimat als Geburts- und Kindheitsort, kann man letztlich allerdings nicht nur auf diesen konkreten Ort blicken, sondern auch auf den Geburts- und Kindheitsort im Menschen selbst achten, der sich an diesem konkreten Ort manifestiert. Der konkrete Ort verwandelt sich in einen Erinnerungsort, der mit Erinnerungsbildern an die Kindheit gefüllt und verknüpft wird. Er ist ein imaginärer Ort, den man mit Vertrauen und Vertrautheit, mit Gewohnheit, Ruhe, Sicherheit, Geborgenheit, mit Bedingungslosigkeit und Frieden verbinden kann. Dieser imaginäre Ort, der aus der individuellen Erinnerung hervorgeht, deckt sich nicht mit dem wirklichen Ort, der in der Realität aufgesucht werden kann. Versucht man diesen imaginären Ort einer verlorenen Zeit und Kindheit und, wie Marcel Proust treffend schreibt, „die Bilder der Erinnerung in der Wirklichkeit“ zu suchen, liegt darin ein „Widersinn“: „Die Wirklichkeit, die ich einst kannte, existierte nicht mehr. [...]

Die Stätten, die wir gekannt haben, sind nicht nur der Welt des Raums zugehörig, in der wir sie uns denken, weil es bequemer für uns ist. Sie waren nur wie ein schmaler Streif in die Eindrücke eingewoben, aus deren ununterbrochener Folge unser Leben von damals bestand; die Erinnerung an ein bestimmtes Bild ist wehmutsvolles Gedenken an einen bestimmten Augenblick; und Häuser, Straßen, Avenuen sind flüchtig, ach! wie die Jahre.“

Wie sich aber ein Ort im Laufe der Zeit verändert und ein anderer wird, auch wenn der Ortsname auf dem Ortseingangsschild weiter stehen bleibt, so ändert und verändert sich auch der Mensch im Laufe der Zeit. In seinem Gedicht „Heimkehr“ hat Hermann Lingg dies in der ersten Strophe anschaulich zur Sprache gebracht:

*In meine Heimat kam ich wieder,  
Es war die alte Heimat noch,  
Dieselbe Luft, dieselben Lieder,  
Und alles war ein andres doch.*

Will man die Veränderung, die mit allem, was ist, geschieht, nicht wahrhaben, verschließt man demnach ängstlich vor der Zeitlichkeit und dem mit ihr einhergehenden Anderswerden die Augen, dann kann Heimat leicht zu dem Ort verkommen, der von Stammtischparolen und Besserwisserei vereinnahmt wird. Hier verriegelt man dann die Türen vor allem Unbekannten und Fremden und lässt nur das zu, was man bereits kennt.

Eine Chance, dieser Erstarrung der „Heimat“ zu entgehen, kann darin liegen, auf die Sehnsucht und das Heimweh zu achten, das in Heimat mitschwingt. Sehnsucht entsteht zumeist in der Fremde, denn – wie Theodor Fontane zu Beginn seiner *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* schreibt: „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen!“ Hat sich der Mensch in die Fremde begeben, kann es ihn dann mit allen Fasern seines Seins an den Ort mit

den Menschen zurückziehen, dem er sich voll und ganz verbunden fühlt. Aber Sehnsucht kann auch in der Heimat auftreten. Der Mensch geht dann im kleinen Glück seiner Heimat nicht auf und ist in der Geborgenheit dieses (vermeintlich) sicheren Nestes auch nicht völlig zufrieden, vielmehr möchte er lieber etwas anderes. Ihn zieht es an einen anderen Ort – und doch auch wieder nicht. Er sehnt sich nach einer anderen Heimat – und doch auch wieder nicht.

In dieser doppelten Blickrichtung ist die Sehnsucht eine Chance. Sie stellt den Bezug zwischen dem Fremden und dem Eigenen her, sei es von der Nahsphäre aus, sei es von der Fremde aus. Sie stachelt den Menschen dazu an, die starren und steifen Bezüge aufzubrechen und aus fest gefügten Grenzen herauszutreten. Sehnsucht treibt den Menschen dazu an, Heimat nicht auf das festzulegen, was bereits ist, sondern macht ihn unruhig und beweglich für das, was werden kann. Heimat, die diesen Stachel der Sehnsucht in sich trägt, bewahrt daher stets auch eine Offenheit für das Neue und das Anderssein, die Veränderung und die Differenz, das Mögliche und das Machbare. Heimat steht dadurch niemals voll und ganz fest, wird sie doch permanent vollzogen. Auf diese Weise wird der Mensch erwachsen und bleibt heimisch – in einem lebenslangen Prozess.

Es gibt aber noch weitere gängige Antworten auf die Frage nach dem, was Heimat ist. Sie lauten: Heimat ist, wo ich wohne und mich wohlfühle oder: wo ich Familie und Freunde habe.

## Der Mensch ist Heim-weg

Es kann an dieser Stelle nicht darum gehen, sich zu diesen Antworten in einem noch tieferen Sinne zu verhalten. Wollte man dies leisten, müsste man sicherlich auch sozialpsychologische Überlegungen hinzuziehen, die über diesen Rahmen hinausgehen. Denn das Verständnis von

Heimat kann auch als ein Brennspiegel der geistigen Situation einer Zeit angesehen werden, in der sich diese überaus hell zu erkennen gibt. Die gängigen Antworten auf die Frage: Was ist für Sie Heimat? führen nämlich stets mitten in eine Zeit und in ihr Selbstverständnis hinein. Plakativ gesagt: Zeige, wie Heimat in dieser oder jener Zeit verstanden wird, und man sieht, wie sich der Mensch deutet. Und umgekehrt betrachtet: Was der Mensch ist, das heißt, wie er sich versteht, lässt sich auch daran ablesen, wie er Heimat für sich zu fassen versucht.

Allerdings wurde ein Zugang zu diesen Antworten vorgenommen, der unausgesprochen bereits vor dem Hintergrund einer spezifischen Deutung des Menschen erfolgte. Denn von all den Antwortversuchen aus kann der Blick auf den Menschen hin gerichtet werden, und es kann grundsätzlich gefragt werden, wie er strukturiert ist, damit er Bezüge und Beziehungen zum Raum, zur Zeit und zu den Mitmenschen entfalten kann, die ihn binden, tragen und halten und die ihn dennoch nicht auf der Stelle treten lassen, sondern explizit offen sind für die Differenz, das Fremde, das Neue und das Überraschende.

### Der Mensch als heimatliches Wesen

Um dies zu verdeutlichen, werden wir im Folgenden einen anderen Weg einschlagen. Wir werden nämlich die Blickrichtung umkehren und uns von dem konkreten Phänomen „Heimat“, das in diachroner und synchroner Perspektive in einer Vielzahl von Zugängen unterschiedlich gefasst werden kann, abwenden, um genauer auf den Menschen achten zu können. Wir verfolgen dabei die Frage: Wie ist der Mensch verfasst, der zu allen Zeiten immer wieder den Versuch unternimmt, sich zu binden und tiefere Bezüge herzustellen und Beziehungen zu knüpfen und zugleich mit diesen im Gepäck weiterzugehen, um sich auf Irri-

tierendes und Unbekanntes – sei dies in sozialer, in mitmenschlicher, in räumlicher, in beruflicher Hinsicht – einzulassen?

Die These, die dazu vorgestellt wird, lautet: Der Mensch ist ein heimatliches Wesen, terminologisch in einer neuen Wendung gesagt: Der Mensch ist *Heimweg*. Spricht man in dieser Weise vom Menschen, achtet man auf seine Doppelstruktur mit ihren beiden untrennbar zusammengehörenden Strukturseiten. Denn der Mensch erweist sich aus dieser Perspektive als ein heimisches Wesen auch als ein weghaftes Wesen. Was meint das?

Dem Menschen kommt eine offene Doppelstruktur zu, die durch zwei Wesenszüge gekennzeichnet werden kann, die als sein Heimisch-Sein und sein Unterwegs-Sein, als sein Wohnen und als sein Gehen zu fassen sind. Das Wort „Wesenszug“ bringt zum Vorschein, dass diese Seiten seiner selbst nicht einfach ausgetauscht werden können, da sie nicht auf bloße Tätigkeiten, derer man sich bedienen oder auch nicht bedienen kann, zu reduzieren sind. Während man beispielsweise Hockey oder Fußball oder Handball spielen kann und man innerhalb einer Palette von Sportarten seine Wahl treffen und in ihr aktiv und tätig werden kann, ist ein Wesenszug des Menschen nicht einfach austauschbar, kann folglich nicht durch einen anderen ersetzt werden. Wird er daher – wie die Vernunft oder die Gefühle – nicht entfaltet, beraubt sich der Mensch der Verwirklichung seiner strukturellen Möglichkeiten und betreibt sich um die Realisierung der latent in ihm vorhandenen Vorzeichnungen und Tendenzen.

Achtet man nun zunächst ausschließlich auf die Seite des „Heim-“ innerhalb der Doppelstruktur *Heimweg*, kommt in ihr zum Vorschein, dass der Mensch als Mensch immer schon wohnend ist. So befindet er sich als ein leibliches Wesen

stets in einer Situation und hat von vornherein je spezifisch seine wechselweisen Bezüge zum Raum, zur Zeit und zum Mitmenschen in unterschiedlichen Weisen entfaltet. Das meint, dass das Wohnen das prinzipielle räumliche, zeitliche und mitmenschliche In-Beziehung-Sein zum Ausdruck bringt, das dem Menschen aufgrund seiner heimischen Seite konstitutionell zu eigen ist. Es gibt demnach nicht den Raum, die Zeit und den Mitmenschen schlechthin, sondern einen Menschen, der aufgrund der ihm innewohnenden Tendenzen Beziehungen und Bindungen eingegangen ist und die Möglichkeit hat, weitere einzugehen.

Mit anderen Worten: Der Mensch steht dem Raum, der Zeit und dem Mitmenschen nicht objektiv oder neutral gegenüber, sind in ihm doch als Heim-zum-Raum, Heim-zur-Zeit und Heim-zum-Mitmenschen Sinnspuren vorgezeichnet, die ihn zu tieferen räumlichen, zeitlichen und mitmenschlichen Bindungen führen können. Dies ließe sich, was hier nur angedeutet werden kann, in einer phänomenologischen Analyse der Grundphänomene der Geborgenheit, der Ruhe und des Vertrauens aufweisen. Entfaltet der Mensch nämlich sein Gespür für die ihm immanente Tendenz zu einem Sich-Binden in räumlicher Hinsicht, bemüht er sich entsprechend der ihm innewohnenden Spur hin zur Geborgenheit, unterwegs zu sein. Es gelingt ihm dann, seine Beziehung zum Raum in der Weise zu entfalten, dass er sich geborgen fühlen kann. In vergleichbarer Weise kann er sein prinzipielles Wohnen-Können in zeitlicher und mitmenschlicher Hinsicht verwirklichen. Ist er nämlich im Gespür für die ihm innewohnende Zeit auf ihrer Spur unterwegs, vermag er in ihr zu ruhen und selbst Ruhe zu empfinden. Und entfaltet er schließlich die Bindungsmöglichkeiten hinsichtlich seines Mitmenschen, vermag er ihm zu vertrauen und sich im Vertrauen auf und mit ihm zu bewegen.

Zu beachten ist allerdings, dass diese Grundphänomene der Geborgenheit, der Ruhe und des Vertrauens, in denen die prinzipiellen Bindungsmöglichkeiten des Menschen ihren Ausdruck finden, niemals in Reinform zu finden sind. Denn auch in dieser Strukturseite des Menschen ist das Weghafte zu finden, wodurch die Geborgenheit stets den Stachel der Ungeborgenheit, die Ruhe den der Unruhe und das Vertrauen den des Misstrauens in sich trägt.

Achtet man nun auf die Seite „-weg“ innerhalb der Doppelstruktur Heim-weg, wird mit ihrer Hilfe kenntlich, dass der Mensch, konstitutionell betrachtet, unterwegs ist. In einer ersten Annäherung zeigt sich dies bereits konkret im Blick auf seine leibliche Eigenbewegung, da der Mensch unterschiedliche Gehweisen wie zum Beispiel Schlendern, Wandern, Joggen, Fahren oder auch Rennen vollziehen kann. In all diesen Gehformen verwirklicht er auf je spezifische Weise die Beziehung zum Raum, zur Zeit und zum Mitmenschen, insofern er sich in Entsprechung zum Weg, sei es der Pfad, der Gehweg oder die Fahrbahn, auch ortet, zeitigt oder dem Mitmenschen begegnet. Strukturell betrachtet, macht das Weghafte deutlich, dass der Mensch seiner Möglichkeit nach niemals auf einer eingenommenen Position, einer bestimmten Einsicht oder einer so oder anders zu charakterisierenden Haltung beharren darf, vielmehr muss er permanent weiter- und vorangehen, ist also dazu aufgefordert, sich zu verändern und anders zu werden.

Der Mensch erweist sich als Heim-weg insofern er stets ein und derselbe ist und etwa mit diesem Namen angesprochen werden kann; zugleich ist er als dieser ein und derselbe stets auch anders, da er dem Prozess des Werdens und der Endlichkeit ausgesetzt ist, innerhalb dessen er sich stets neu ausrichten muss. So kann der Mensch als ein „gebundenes Freisein für“ angesprochen werden: Kraft seiner

heimischen Seite ist er gebunden und kann Bindungen eingehen, Kraft seiner weghaften Seite ist er offen für Neues, auf das hin er sich ausrichten kann, ohne seine Bindungen verlieren zu müssen.

Der Mensch weist aus dieser Sicht konstitutionell eine zwifache Struktur auf: Lebenslang hat er zwischen diesen beiden Strukturseiten zu pendeln, um in der Vollentfaltung seiner Möglichkeiten die größtmögliche Spannung aufzubauen und tiefer werden zu können. Will er demnach „seelisch gesund werden“, seine „Persönlichkeit reifen lassen“ oder „seinen Charakter stärken“, hat er den beiden Seiten seiner selbst zu entsprechen und den konfliktreichen, widerständigen, mühsamen Prozess auf sich zu nehmen, immer wieder sein Gebundensein und seine Bindungen zu vertiefen, um mit diesem Heimischen „im Gepäck“ gehend das Fremde zu erobern und es in das Ingesamt seines Wohnens zu integrieren.

### Kleine Heimaten auf dem Weg hin zur Heimat

Nimmt man die Grundverfasstheit des Menschen als Heimweg ernst, ergeht an ihn lebenslang die Aufgabe, in unermüdlischen Anläufen seine beiden Strukturseiten zu entfalten, um eine Vertiefung seiner selbst zu ermöglichen. Er hat folglich die Aufgabe, sowohl sein Wohnen in einer gehenden Weise zu vollziehen als auch sein Gehen wohnend zu verwirklichen. Der Mensch muss sich demnach in immer wieder neuen Heimatsetzungen voll und ganz darauf ausrichten, zu wohnen, ohne darauf zu verharren, sondern weg- und weiterzugehen, und zwar sowohl auf der heimischen als auch auf der weghaften Seite seiner selbst.

Veranschaulicht man die jeweilige Heimatsetzung, in der der Mensch be spielsweise seine Bezüge zu einem Mit-

menschen entfaltet oder während seines geistigen Unterwegsseins neue und bisher unbekannte Gedanken in die eigene Gedankenwelt integriert, kann dies mithilfe einer Kreisbewegung geschehen. Denn der Mensch geht von sich selbst in einer bestimmten Situation aus, verlässt sich gewissermaßen, um sich auf das Fremde, Unbekannte, Neue, sei dies in seiner heimischen oder in seiner weghaften Seite, auszurichten, und kommt dann in veränderter Weise wieder bei sich selbst an. Er realisiert sich in einer Heimatsetzung demnach als eine Selbigkeit-im-Anders-werden oder – wie man es im Blick auf Paul Ricœur sagen könnte – als das Zugleich seiner *Ipse*- und *Idem*-Identität.

Denkt man nun solche Heimatsetzungen zusammen, entstehen eine Verbindung und ein Verbund von Kreisen, die eine nach unten offene Spirale darstellen. Jede dieser Heimatsetzungen repräsentiert gewissermaßen eine „kleine Heimat“, die in dieser spiraligen Bewegung auf Heimat hin ausgerichtet ist: Aufgrund der Vielzahl der kleinen Heimatsetzungen ist Heimat bereits entstanden, sie steht aber dennoch immer noch aus, da die Bewegung erst mit dem Tod des Menschen ihr Ende findet und bis zu diesem Zeitpunkt weitergehen kann. Dieser Prozess, innerhalb dessen sich der Mensch vertieft, ist zugleich ein Prozess des zunehmenden Heimischwerdens im Unterwegssein, den man als den des *Verheimens* bezeichnen könnte. Heimat ist daher eine lebenslange unermüdlige Aufgabe für den Menschen, der in kleinen Heimatsetzungen seine Doppelstruktur zu verwirklichen versucht.

*Der Beitrag basiert auf der ausführlichen Einführung in die Publikation „Wir sind Heimat – Annäherungen an einen schwierigen Begriff“, KAS-Taschenbuch, Dresden, März 2012.*